

HEYNE <

## *Zum Buch*

Wir müssen über Geld reden. Findet Anna Mayr. Ihr Aufwachsen war von Armut und Arbeitslosigkeit geprägt. Inzwischen hat sie es »geschafft«: Kleinfamilie, Altbauwohnung, Medienjob. Ihr Lebensweg hat ihr eine besondere Perspektive auf die Ungleichheit in unserer Gesellschaft eröffnet: »Wenn man Geld hat, muss man akzeptieren, dass andere leiden, während es einem selbst gut geht.« Ihr neues Buch ist ein Haushaltsheft über Wohlstandsausgaben. Fünf Euro für ein Glas Rotwein. Der kann ja nichts taugen, denkt sie – und möchte sich im gleichen Moment am liebsten selbst enteignen. 600 Euro für die Umzugsleute – die sie bezahlt, damit sie in der gleichen Zeit, in der diese Männer schuften, das Doppelte verdienen kann. »Mein Wohlstand widert mich an« ist ein brutal ehrlicher Kassensturz. Ein Buch, das aufregen will, und ein offenherzig schmerzhafter Beitrag zur Debatte über Ungleichheit und Teilhabe.

## *Zur Autorin*

Anna Mayr wurde 1993 in einer Mittelstadt am östlichen Rand des Ruhrgebiets geboren. Sie schrieb für eine Boulevardzeitung, arbeitete als Deutschlehrerin, lernte an der Deutschen Journalistenschule in München, landete dann beim *ZEIT*-Magazin. Heute ist sie Redakteurin im Politik-Ressort der *ZEIT* und lebt in Berlin. Zuletzt erschien ihr Buch »Die Eenden – Warum unsere Gesellschaft Arbeitslose verachtet und dennoch braucht« (2020).

ANNA MAYR

**MEIN  
WOHLSTAND  
WIDERT  
MICH AN**

Eine persönliche Abrechnung

Wilhelm Heyne Verlag  
München

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Taschenbisherstausgabe 11/2024

© Originalverlag 2023

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»Geld spielt keine Rolle«.

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung von Hanser Berlin  
in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Der Wilhelm Heyne Verlag, München, ist ein Verlag  
der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: DAS ILLUSTRAT, München,  
unter Verwendung eines Motivs von Shutterstock.com (Cafe Racer)

Satz: Sandra Hacke, Dachau

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-60693-7

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

# INHALT

Eat The Rich .....	7
600 Euro für einen Umzug .....	17
200 Euro für Falafel .....	23
5 Euro für ein Glas Wein .....	29
80 Euro für eine Kahnfahrt .....	37
225 Euro für eine Katzentherapeutin .....	45
750 000 Euro für die Renovierung einer Tiefgarage .....	55
150 Euro für ein Ticket für den Bundespresseball .....	67
74,98 Euro für einen Baby-Badeanzug .....	74
266 Euro für einen Ehevertragsentwurf .....	81
149 Euro für einen Elektrogrill .....	96
785 Euro für ein Hochzeitskleid .....	105
385 Euro für die gesetzliche Krankenversicherung .....	111
2,79 Euro für Hefeflocken .....	119
30 Euro für den hässlichsten Weihnachtsbaum, den wir je hatten .....	132
68 Euro für einen Skipass .....	144
590 000 Euro für eine gar nicht mal so schöne Wohnung in Pankow .....	151
Upgrade .....	163
Nachweise und Anmerkungen .....	167



## EAT THE RICH

Viele Dinge, die ich mache, sind Quatsch. Noch merke ich das. Noch habe ich ein Gefühl von Fremdheit, wenn ich ein Sofa für 2000 Euro kaufe oder eine Mango für 3,49 Euro. Aber es kann gut sein, dass das bald nicht mehr so sein wird. Deshalb will ich es konservieren, in diesem Buch. Ich will das Gefühl festhalten, dass die Welt falsch eingerichtet ist und ich davon in vollem Bewusstsein profitiere. Bevor ich einer dieser Menschen werde, die sich einreden, dass alle Dinge genauso sein müssen, wie sie sind, dass es keine andere mögliche Gesellschaft gibt, kein anderes mögliches Ich für sie selbst. Diese Menschen, die meinen, sie wären durch ihre eigene Leistung reich geworden. Noch weiß ich, dass es nicht Leistung ist, die einen weiterbringt, sondern Glück.

In diesem Buch geht es um meine Zerrissenheit, um meinen Kampf gegen mich selbst, und das ist gar nicht so leicht zu formulieren. Es geht nicht um etwas, das gewesen ist, sondern um das, was ist; um die Wohnung, in der ich mich aufhalte, um die Möbel, die mich umgeben. Um die Dinge, die ich im Supermarkt kaufe, weil sie mir schmecken, nicht, weil sie günstig sind. Neulich stand ich mit M. vor einem Regal in einem italienischen Feinkostladen. M., das muss man vielleicht wissen, ist mein Partner, wir teilen kein Konto, aber einen Haushalt und auch sonst alles miteinander, wir sind eine bourgeoise Klein-familie, demzufolge Feinde des Sozialismus. Als diese standen wir also in dem Laden, vor uns in einem Regal: winzige Gläser mit Trüffeln drin, 16,85 Euro für 50 Gramm. M. sagte: »Kauf das.

Du liebst Trüffel.« Obwohl er weiß, wie sehr ich es hasse, Trüffel zu lieben. Ich habe ein Gläschen gekauft.

Mein erstes Buch war eine Anklage. Ich stand vor der Gesellschaft, vor meinem Publikum, und zeigte auf all die Dinge, die ich erlebt und recherchiert hatte. Ich zeigte auf die Widersprüchlichkeiten der deutschen Sozialpolitik, auf die historische Verachtung der Unterschicht, auf meine Kindheit, die sorgenfreier hätte sein können. Ich wollte zeigen, dass diese Gesellschaft Armut und Arbeitslosigkeit braucht, um zu funktionieren, und wie sehr ich darunter gelitten habe.

Eine Frage, die mir seitdem oft gestellt wird: »Wann hast du gemerkt, dass deine Familie arm ist?« Manchmal in Abwandlungen: »dass ihr anders seid«, »dass ihr weniger Geld hattet«, »dass weniger Ressourcen da waren«, oder, positiver formuliert, »dass andere Kinder mehr Geld hatten als du«. Bisher habe ich immer brav geantwortet, dass Armut auch nur eine von vielen ökonomischen Realitäten ist. Deshalb habe ich – wie eigentlich alle Kinder – erst in der Pubertät einen Unterschied zwischen mir und meiner Umgebung bemerkt. An dem Punkt eben, an dem man beginnt, sich als Teil der Gesellschaft zu begreifen.

Warum wollen Menschen den schmerzlichen Moment nacherzählt bekommen, in dem ein Teenager sich seiner Benachteiligung bewusst wird? Warum empfinden sie so große Lust dabei, anderen dabei zuzusehen, wie sie mit Geld umgehen, mit Geld konfrontiert werden, an Geld und dessen Fehlen leiden? Bei *Zeit Online* werden Texte über Geld ähnlich häufig angeklickt wie Texte über Sex. Liegt wohl daran, dass Geld ähnlich große Gefühle auslöst. Glück, Erleichterung, Verzweiflung. Es hat also schon fast etwas Voyeuristisches, jemanden zu fragen, wie er seiner eigenen ökonomischen Verhältnisse gewahr wurde. Denn ökonomische Verhältnisse sind intim. Sie lösen

so große Gefühle aus, dass man ungern selbst darüber spricht – und wenn, dann lieber retrospektiv.

Deshalb will ich jetzt auf mein heutiges Leben zeigen, das ein Leben mit Geld ist. Ich will dieses Leben nicht anders, ich habe lieber Geld als kein Geld. Aber ich mag den Menschen, zu dem ich mit Geld geworden bin, nicht besonders.

Die meisten Leute, so habe ich es mir sagen lassen, denken beim Geldausgeben nicht darüber nach, ob das, was sie kaufen, wirklich notwendig ist. Ob die zehn oder zwanzig Euro, die sie ausgeben, nicht eigentlich besser bei jemand anderem aufgehoben wären. Bei jemandem, der sich davon Essen kaufen würde oder ein Paar Handschuhe. Die meisten Leute nehmen die Verteilung von Ressourcen als gegeben hin. Einer hat viel, weil er viel arbeitet oder sich doll angestrengt hat. Eine hat wenig, weil sie Pech hatte oder faul war. Deshalb kann einer sich von 100 Euro ein Abendessen kaufen, während eine andere von 100 Euro sich selbst und zwei Kinder durch einen Monat bringen muss.

Wenn man Geld hat, muss man also akzeptieren, dass andere leiden, während es einem selbst gut geht. Dass man das Leid der anderen theoretisch lindern könnte, mit nur wenigen eigenen Einbußen. Dass man sich allerdings dagegen entscheidet, aus Angst, aus Unsicherheit, aus Konformität, aus Gewohnheit. Man konsumiert Dinge, obwohl man sie selbst überhaupt nicht braucht, während andere nicht das konsumieren können, was sie unbedingt brauchen. Ich finde es faszinierend, dass das menschliche Gehirn fähig ist, eine derart elementare Ungerechtigkeit auszuhalten. Oder dass es wenigstens lernt, sie zu verdrängen.

Das geht zum Beispiel, indem man sich einredet, dass Glück aus Konsum besteht und Konsum denjenigen vorbehalten ist, die etwas »erarbeiten«. Dass wir unseren Lohn also nicht nur